



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Die Epochen der deutschen Geschichte**

**Haller, Johannes**

**Esslingen, 1959**

Siebentes Kapitel

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83877](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83877)

## SIEBENTES KAPITEL

*Allgemeiner Aufschwung um 1500. — Erwachen des nationalen Bewußtseins. — Die Verfassungskrisis. — Die kirchliche Krisis. — Luthers Auftreten. — Karl V. — Der Reichstag zu Worms. — Das Religionsedikt. — Fortgang der lutherischen Bewegung. — Des Kaisers Schwäche. — Unfähigkeit der Protestanten. — Sieg und Sturz des Kaisers. — Ergebnis des Kampfes. — War die Reformation ein Unglück?*

Es ist üblich, bei dem größeren Teil der deutschen Vergangenheit von Zeiten des Verfalls zu reden. Auch vom Beginn des 16. Jahrhunderts hat man das behauptet, und nicht nur wegen der unbestreitbaren Unerfreulichkeit der staatlichen Verhältnisse. Die große Umwälzung auf kirchlichem Gebiet, die mit dem Jahr 1521 einsetzt, galt die längste Zeit allgemein und gilt heute noch vielen als eine Folge und ein Zeichen des Verfalls, ein Ergebnis verrotteter Zustände. Dies Urteil ist unhaltbar. Deutschland stand zu Beginn des 16. Jahrhunderts nichts weniger als im Zeichen des Verfalls. Wer die Dinge unbefangen auf sich wirken läßt, kann sich dem Eindruck eines stetig zunehmenden Aufschwungs nicht verschließen, der um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert einsetzt und in den beiden folgenden Jahrzehnten in einer wirklichen Blütezeit auf vielen Gebieten gipfelt.

Auf dem Felde der Volkswirtschaft ist der gewaltig gestiegene Reichtum unverkennbar. Er ist bereits so sehr angewachsen, daß wir manchen Erscheinungen begegnen, die uns aus neuerer und neuester Zeit als Kennzeichen wirtschaftlicher Übersättigung vertraut sind: Ansammlung von Großkapital, Ringbildung, Spekulation sind um 1500 bekannte und vielbesprochene Erscheinungen. Noch kann sich Deutschland an Wohlstand nicht mit Italien, den Niederlanden oder Frankreich messen, obwohl einzelne Erscheinungen zeigen, daß der Abstand nicht überall sehr groß gewesen sein kann.



Auf dem internationalen Geldmarkt zum Beispiel sind die Medici als führendes Bankhaus um 1500 abgelöst worden durch die Fugger von Augsburg. Gewiß darf man sich daraufhin nicht jeden Kaufherrn von Straßburg oder Nürnberg als Millionär denken; gewiß war der Besitz noch sehr ungleich verteilt, gewiß gab es Landschaften und Staaten, die als arm anzusehen waren, und daß nicht jeder seine bürgerliche Nahrung fand, beweist die Leichtigkeit, mit der man im Deutschen Reich Söldner werben konnte. An diesem Artikel war eigentlich nie Mangel, ganz anders als in Frankreich, wo die Bevölkerung trotz ihrer größeren Kopfzahl und Dichte keinen ausreichenden Überschuß für militärische Zwecke darbot. Aber im ganzen genommen ist Deutschland doch ein wohlhabendes Land und vor allem ein Land von wachsendem Wohlstand.

Dem Reichtum geht die Bildung zur Seite. Das ist eine verhältnismäßig neue Errungenschaft. Bis zur Gründung von Prag hatte es im ganzen Reich keine einzige Hohe Schule gegeben außer denen, die die Bettelorden hie und da für ihre Angehörigen unterhielten und die natürlich nur beschränkten Umfang und entsprechend beschränkte Wirkung haben konnten. Wissenschaft und höhere Bildung mußte auch der Deutsche sich damals noch in Frankreich oder Italien holen. Vor allem in Frankreich. Die geistige Bildung des deutschen Altertums war von dort her bestimmt gewesen.

So auch die Dichtung. Man weiß, daß die höfische Epik ebenso wie der Minnesang durchaus Nachahmungen, zum großen Teil sogar einfach Übersetzungen französischer Muster sind. Französische Stoffe, oft auch französische Vorstellungen sind es, die da in französischen Formen behandelt werden, und man wird kaum widersprechen dürfen, wenn eine Autorität wie Gervinus geurteilt hat, daß die Nachahmung das Vorbild, zumal in der Lyrik, nicht entfernt erreiche. Das Nibelungenlied bildet in jeder Hinsicht eine Ausnahme. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts löst sich der Bann. Mit Eröffnung der Universitäten in Prag (1348) und Wien (1365) verliert Frankreich sein Monopol des gelehrten Unterrichts. Die große Kir-



chenspaltung von 1378, die bewirkte, daß Deutsche und Franzosen zu verschiedenen Päpsten hielten, vollendete die Emanzipation. Seit der deutsche Geistliche nicht mehr in Paris studieren und lehren konnte, weil er dort als Schismatiker galt, sprossen die deutschen Universitäten aus dem Boden wie Pilze nach dem Regen: Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Rostock, Freiburg, später Basel, Greifswald, Ingolstadt und Tübingen, zuletzt Wittenberg und Frankfurt an der Oder wetteifern untereinander und mit den altberühmten Schwestern im Welschland. Sie haben sie nicht erreicht, geschweige denn übertroffen, aber sie leisten das Ihre in vollem Umfang, und sie bewirken durch ihr Vorhandensein, was bei ihrer Gründung gewiß nicht beabsichtigt war: daß die höhere, wissenschaftliche Bildung, trotz ihres kosmopolitischen Schemas und ihrer internationalen Zusammenhänge, doch einen besonderen, man darf wohl sagen nationalen Charakter erhält.

Das gleiche ist der Fall in der schönen Literatur. Der Einfluß französischer Muster ist völlig geschwunden. Die Barbarisierung, die in Frankreich selbst infolge des Hundertjährigen Krieges Platz griff und die Dichtung verstummen ließ, zugleich auch wohl die Verspießbürgerung der deutschen aristokratischen Schicht, die sich seit dem Ende der staufischen Weltpolitik in immer engeren Kreisen bewegte, und endlich das Hervortreten des Bürgertums, das in der Dichtung, im Meistersang, die Führung ergriff, wirkten zusammen, um Deutschland von der französischen Literatur frei zu machen. Sogar am Hofe Karls IV., der doch selbst noch französisch erzogen war und in Paris studiert hatte, begegnet man bei reger Pflege literarischer Interessen keinerlei französischem Einfluß mehr. Was seit der Mitte des 14. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache geschrieben und gedichtet worden ist, steht geistig nicht eben hoch, aber es trägt gegenüber den soviel bedeutenderen Schöpfungen des 12. und 13. Jahrhunderts — das Nibelungenlied natürlich immer ausgenommen — den Stempel deutscher Art, ist in der Wurzel national.



Auch von der bildenden Kunst gilt dasselbe. In mächtigem Ansturm hatte die französische Gotik mit ihrer Technik und ihrem Geschmack im 13. Jahrhundert Deutschland erobert. Auch die Kunst der letzten Jahrzehnte des Mittelalters ist noch gotisch, aber es ist keine französische Gotik mehr. Der Kunstgeschmack hat sich vom Ausland befreit und für das deutsche Empfinden auch einen eigenen deutschen Ausdruck gefunden. Die Kirchen und Rathäuser dieser Zeit legen bis heute das beredteste Zeugnis dafür ab, wie sehr das deutsche Volk in künstlerischen Dingen auf eigenen Füßen zu stehen gelernt hatte. So hat ja schon der junge Goethe das beginnende 16. Jahrhundert die einzige Zeit genannt, »da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich berühren konnte«.

Nimmt man alles in allem, so ist das Urteil wohl begründet, daß es noch keine Zeit gegeben hatte, in der das deutsche Geistesleben so sehr sich selbst angehört und, so wenig mit fremden Bestandteilen und Einflüssen vermischt, die eigentümliche Art des Volkes ausgesprochen hätte, wie die Jahrzehnte, die man das ausgehende Mittelalter nennt.

Zugleich bekommt das Bild einen eigentümlichen Zug, der Deutschland vor andern Ländern auszeichnet. Das ist die erstaunliche Verbreitung geistiger Bildung in weitesten Volkskreisen. Mit den Universitäten sind auch die Mittel- und Volksschulen aufgeblüht, und als die Erfindung des Buchdrucks den Namen der Deutschen zum ersten Male in Verbindung mit einer Großtat der Technik in aller Welt berühmt machte, da war in Deutschland selbst das Mittel gefunden, um auch den weitesten Kreisen die Teilnahme an geistigem Schaffen und geistigen Kämpfen zu eröffnen. Durch diese seine »deutsche Kunst« hat das deutsche Volk mit einem Schlage einen Vorsprung vor allen andern, nicht zwar in der Größe und dem Wert seiner geistigen Schöpfungen, wohl aber in ihrer Verbreitung in allen seinen Schichten gewonnen.

Daß es sich hier um ein Erwachen des deutschen Volksgeistes handelt, der von Geschlecht zu Geschlecht Größeres schaffend nach dem höch-



sten Ausdruck sucht, das beweisen uns die Namen, die zu Beginn des neuen Jahrhunderts in den Annalen deutscher Dichtung und Kunst verzeichnet stehen: Sebastian Brant und Hans Sachs, Albrecht Dürer, Matthias Grünewald und Hans Holbein. Nicht überall ist die gleiche Höhe erreicht worden, aber der kräftige Aufschwung, das neue Leben auf allen Gebieten sind unverkennbar. Ulrich von Hutten hatte recht, wenn er ausrief: »Die Wissenschaften blühen, die Geister wachen auf, es ist eine Lust zu leben!«

In allem spürt man den frischen Zug starken nationalen Selbstbewußtseins. Er weht uns entgegen aus den Schriften der Gelehrten wie aus den Erzeugnissen der Tagesliteratur. Man durchforscht die deutsche Vergangenheit, um zu zeigen, daß die Deutschen ein Volk großer Taten und Leistungen von jeher gewesen sind, allen andern ebenbürtig, ja sogar den Römern überlegen. Hat doch schon Hermann der Cherusker römische Legionen geschlagen! Die Zeit und die Politik Maximilians haben wesentlich dazu beigetragen, solche Gedanken zu wecken und zu nähren. Zum ersten Male seit Menschenaltern hatte man wieder Gelegenheit, sich in europäischen Verhältnissen zu bewegen, deutsche Söldner kämpften unter einem deutschen König in Flandern, Italien, Ungarn, oft siegreich, immer achtunggebietend, und wenn auch das Ergebnis den Anstrengungen nicht entsprach, so hatte man sich doch fühlen gelernt. Man wußte, was man unter günstigeren Umständen können würde. In diesem Boden wurzelt Martin Luthers kernhaftes deutsches Gefühl, aus ihm ist Huttens Entschluß erwachsen, fortan nur noch deutsch zu schreiben.

Das Selbstbewußtsein steigert sich oft zur lächerlichen Selbstvergötterung. Das erste Buch über deutsche Geschichte ist auch eines der chauvinistischsten, die je geschrieben wurden: Jakob Wimpfeling's *Epitome rerum germanicarum*. Begreiflich genug: je weniger die Wirklichkeit der hohen Selbsteinschätzung und den großen Erinnerungen entsprach, desto leichter schlug der berechtigte Stolz in eitle Überhebung um.



Notwendig mußte das Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit in denkenden Köpfen ein tiefes Unbehagen erzeugen. Je mehr man auf die eigene Vergangenheit stolz zu sein und sich des eigenen Wertes zu freuen sich berechtigt glaubte, um so bitterer mußte man es empfinden, daß der Deutsche im Kreise der Nationen so wenig galt. Die Ursache hierfür konnte nicht verborgen bleiben. Ringsum hatten sich die Nachbarn zu fest geschlossenen Staaten gebildet, dem Deutschen fehlte der nationale Staat. Die Reichsverfassung genügte nicht; sie machte das Reich ohnmächtig nach außen und verzehrte die Kräfte im Innern in Fehde und Unfrieden.

Das hatte man schon seit zwei Menschenaltern lebhaft gefühlt, Weiterblickende hatten schon damals die Gefahr der Fremdherrschaft als letzte Konsequenz dieses Zustands erkannt. Schon 1433 hatte Nikolaus von Cues in seiner *Concordantia Catholica* geschrieben: »Eine tödliche Krankheit hat das deutsche Reich befallen; wird ihr nicht schleunig ein Gegengift gegeben, so wird der Tod unausweichlich eintreten. Man wird das Reich in Deutschland suchen und es nicht mehr finden, und in der Folge werden die Fremden unsere Wohnsitze nehmen und sie unter sich teilen, und so werden wir einer andern Nation unterworfen werden.« Das Bedürfnis nach Abhilfe hatte seit den dreißiger Jahren zu Beratungen über eine Reform des Reiches geführt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wieder auflebten, ohne ein Ergebnis zu zeitigen. Sie konnten keines haben, weil die Absichten der Verhandelnden einander widersprachen. Für die Fürsten sollte die Reform das Mittel sein, ihren eigenen Anteil an der Regierung des Reiches sicherzustellen und zu vermehren. Aus eben diesem Grunde mußte der Kaiser sie bekämpfen, und auch die Städte waren natürliche Gegner jeder Steigerung fürstlicher Macht, bei der ihre Sonderrechte nur leiden konnten. Einer Stärkung der kaiserlichen Zentralgewalt aber widerstrebten Fürsten und Städte in gleicher Weise. Darum sind die Verhandlungen lange Zeit ganz unfruchtbar.

Anders wurde es erst, als Maximilian sich bewogen sah, auf die



Wünsche der Fürsten einzugehen, um die Unterstützung des Reiches für seine europäische Politik zu gewinnen. Aber die Ergebnisse enttäuschten doch sehr. Alles, was zustande kam, war die Einsetzung eines obersten, von den Ständen zu besetzenden Reichsgerichts, des Reichskammergerichts, das aus Geldmangel nicht in Gang kam, und der Erlaß eines ewigen Landfriedensgesetzes (beides 1495), das auf dem Papier blieb, weil es an ausführenden Organen fehlte.

Es konnte nicht anders sein, als daß die wiederholten, zum Teil erregten Verhandlungen über Verfassungsreform die Erwartungen weckten und die Ansprüche steigerten, und als das Ergebnis enttäuschte, war das Unbehagen um so größer. Es war so, daß mit der bestehenden Verfassung eigentlich niemand zufrieden war: der Kaiser nicht, weil sie ihm keine Machtmittel bot, die Fürsten nicht, weil sie ihnen nicht den entscheidenden Einfluß gewährte, und die Nation nicht, weil das Reich in dieser Verfassung den Vergleich mit den Nachbarnationen nicht aushielt und einer gefährdeten Zukunft entgegenging.

Ungelöst hatte die Regierung Maximilians das Verfassungsproblem hinterlassen. Das Reich, die Nation lebten in einer politischen Krisis, und die Frage war, ob die Tendenzen auf weitere Beschränkung der Zentralgewalt durch ständische Einrichtungen Erfolg haben oder ob es dem Kaiser gelingen würde, sich wieder stärker als früher zur Geltung zu bringen. Karl V. hatte bei seiner Wahl weiter nachgegeben als sein Großvater. Die Tätigkeit des Reichskammergerichts und die Handhabung des Landfriedens wurden gesichert. Vollends mit der Einsetzung eines Reichsregiments, die Karl versprach, hätten die Fürsten über den Kaiser triumphiert. Aber nur politische Kinder, wie die deutschen Fürsten damals waren, konnten glauben, daß der spanisch-burgundische Weltkaiser sich durch eine derartige Zusage gebunden fühlen werde. Lebte man doch in einer Zeit, wo in der großen europäischen Politik Versprechungen nur gemacht, Eide nur geschworen wurden, um nicht gehalten, und Bündnisse geschlossen wurden, um gebrochen zu werden. Drei Jahre vorher war Machia-



vellis »*Principe*« erschienen, das Buch, das die praktische Staatskunst der Zeit, wie sie in allen übrigen Ländern außer in Deutschland bewußt geübt wurde, in dogmatische Formeln faßte. Karl V. brauchte das Buch nicht zu kennen, um nach seinen Lehren zu handeln. Ihm so wenig wie irgendeinem Herrscher oder Staatsmann der Zeit hatte Machiavelli etwas Neues zu sagen. Nur die Deutschen ahnten noch nichts davon. Die deutsche Verfassungsfrage mußte darum früher oder später zur Machtprobe zwischen dem Kaiser und den Fürsten werden.

Ungleich tiefer griff eine zweite Krisis, die beim Regierungsantritt Karls V. soeben ausgebrochen war: die religiös-kirchliche. Sie ist keine Besonderheit Deutschlands, das ganze Abendland hat sie erlebt. Aber sie ist in Deutschland zuerst zum Ausbruch gekommen und hat hier am tiefsten und nachhaltigsten gewirkt.

Seit einem Jahrhundert und länger hatte die Kirche ihre frühere Stellung, von der aus sie das ganze Leben, das staatliche sowohl wie das geistige, beherrscht hatte, mehr und mehr eingebüßt. Steigende Laienbildung, erwachende wissenschaftliche Kritik, genährt am Studium des römisch-griechischen Altertums, zunehmende Abhängigkeit des Papstes von den weltlichen Großmächten hatten den alten Respekt vor Kirche und Geistlichkeit untergraben. Daß die Kirche selbst zugab, ja mit Emphase verkündigte, reformbedürftig zu sein, daß sie auf drei Konzilien an der Reform arbeitete und doch nichts Wirksames zustande brachte, leitete Wasser auf die Mühlen der Kritik. Als um die Wende des Jahrhunderts das religiöse Bedürfnis stärker wurde, die Ansprüche an den Klerus stiegen, wuchs auch die Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen. Sie paßten nicht mehr, sie genügten nach keiner Richtung. Die Formen des Kultus mit ihrem starken Einschlag von Aberglauben verletzten den aufgeklärten Sinn, die Lebensformen des Klerus empörten das strengere sittliche Empfinden. Den Anspruch der Geistlichen und der Kirche, das öffentliche und private Leben zu beherrschen, wollte man in weitesten Kreisen nicht mehr anerkennen. Das war überall so.



Dazu kam etwas, das nur Deutschland betraf. Die katholische Kirche war bisher eine zentralisierte Monarchie unter dem Papst als absolutem Herrscher gewesen. Von Rom aus wurden die Kirchen aller Länder regiert und nach Bedarf ausgenutzt. In den Reformkämpfen des 15. Jahrhunderts war das für die außerdeutschen Länder stark eingeschränkt worden. In England wie in Frankreich und Spanien und sogar in Italien war die Staatsgewalt imstande gewesen, ihre Interessen nach Maßgabe der Verhältnisse wahrzunehmen. Überall war die Nation in kirchlichen Dingen Herrin ihrer selbst geworden. Von ihr hing es ab, wie viel sie einer auswärtigen Macht, wie es der Papst war, einräumen wollte.

Auch in Deutschland war das erstrebt worden, aber es wurde nicht erreicht, weil es hier an der starken, zentralisierten Staatsgewalt fehlte, die dem Papst mit dem nötigen Nachdruck hätte gegenüber treten können. Es war wohl auch ein Konkordat (1448) abgeschlossen, das der Ausübung päpstlicher Regierungsrechte Grenzen zog, aber diese Grenzen waren erheblich weiter als in anderen Ländern, und was die Hauptsache war, der Papst betrachtete alles mehr als freies Zugeständnis von seiner Seite und band sich nicht streng daran.

Durch die kirchliche Emanzipation der westlichen Länder waren die Einnahmen der Kurie von dorthier zurückgegangen. Es war nur natürlich, daß man Entschädigung anderswo suchte. Man fand sie in Deutschland. Je weniger Frankreich und England zahlten, desto mehr wurde Deutschland herangenommen. Ein beliebtes Mittel dazu waren die Ablasspredigten. In anderen Ländern wären sie kaum gestattet worden, in Deutschland konnte man die Erlaubnis dazu bei den Landesherren durch Beteiligung am Gewinn erkaufen und tat es gern und oft.

Dieser Zustand wurde stark empfunden. Man sah, wie sehr die Behandlung, die man selbst erfuhr, sich von der Rücksichtnahme unterschied, deren sich andere Länder erfreuten, man übertrieb es wohl auch — sehr natürlicherweise — und man fühlte sich ver-



kürzt, unterdrückt, ausgebeutet. Gegen Rom richtete sich darum am schärfsten das erwachende Selbstbewußtsein der Nation, und mit der allgemeinen Kritik am geistlichen Stande und der Auflehnung gegen seine Vorzugs- und Herrenstellung verband sich die Erbitterung gegen den päpstlichen Hof, in dem man eine fremde Macht erblickte, die das deutsche Volk entrechtete, unterdrückte und ausbeutete. Auf den Reichstagen kehren die Beschwerden gegen den römischen Hof alle Augenblicke wieder. Die *Gravamina nationis germanicae*, »Beschwerden der deutschen Nation«, wurden fast zu einem stehenden Punkt der Tagesordnung, und von den breiten Schichten des Volkes wurden sie mit lauter Zustimmung begleitet. Rom ist der Feind der deutschen Nation, wenn nicht der einzige, so doch der Hauptfeind. In den Schriften Ulrichs von Hutten hat diese Stimmung ihren klassischen Ausdruck gefunden.

Die schleichende Krisis kam offen zum Ausbruch, als am 31. Oktober 1517 der Augustinermönch Martin Luther in Wittenberg mit einem wissenschaftlichen Protest gegen die Ablasspraxis der Kurie und ihrer Werkzeuge hervortrat. Da zeigte sich bald, wie die Dinge lagen. Der Fall, der doch zunächst eine rein persönliche und akademische Angelegenheit war, erregte sofort das höchste Aufsehen, überall beschäftigte man sich damit, und als die Kurie gegen den Mann das Verfahren wegen ketzerischer Lehrmeinungen eröffnete und er ihr entschlossen den Gehorsam verweigerte, da war Doktor Martinus in kurzem der Held der Nation. Der Streit selbst führte ihn bald weiter, als er hatte gehen wollen. Er wurde genötigt, die letzten Konsequenzen seiner Anschauungen zu ziehen und zu bekennen, daß für ihn die römische Kirche keine Autorität mehr sei, daß ihre gesamten Herrschaftsrechte, ihre hierarchische Ordnung, ja der Unterschied zwischen Priestern und Laien jeder Grundlage entbehrten.

Damit hatte er Ungezählten aus der Seele gesprochen. Seine Erklärung war der Schlachtruf zur Lossagung von Rom. Der entscheidende Augenblick, wo dieses Bekenntnis in die Welt hinaus-



ging, die Disputation Luthers mit Johann Eck in Leipzig im Juli 1519, liegt nur um wenige Tage entfernt von der Kaiserwahl zu Frankfurt. Als Karl V. gegen Ende des nächsten Jahres auf deutschem Boden erschien, fand er Deutschland in den Anfängen einer kirchlichen Revolution.

Es ist für jedes Volk und zu allen Zeiten ein Unglück, wenn es mit einem anderen, größeren und stärkeren staatlich verbunden wird. Die freie Entfaltung seiner angeborenen Art wird dadurch im günstigsten Fall erschwert, in der Regel gehindert und vielleicht ganz erstickt werden. Besonders verhängnisvoll aber ist eine solche Verbindung in Zeiten der Krisis, wenn Altes überwunden wird und Neues ans Licht drängt. Niemals ist es wichtiger als in solchen Augenblicken, daß das Volk sich entwickeln könne, wie es geschaffen ist, daß es sein Schicksal selbst bestimme, mit einem Wort, daß es frei sei.

Wäre das deutsche Volk im Jahre 1519/20 frei gewesen, so kann man sich ohne viel Phantasie vorstellen, wie die Dinge gelaufen wären. Es hätte sich zunächst, wie immer, gespalten. Ein Teil hätte die Losreißung von der römischen Kirche vollzogen und neue Formen gefunden, ein anderer, der sehr viel kleinere ohne Zweifel, wäre dem alten Wesen treu geblieben. Beide hätten einander nach anfänglichem heftigem Gezänk allmählich dulden und anerkennen gelernt, und die spätere Zukunft hätte entschieden, ob nicht schließlich auch die Minderheit dem Beispiel der Mehrheit folgen würde.

Aber Deutschland war nicht frei. Es hatte sich einen ausländischen Herrscher zum Kaiser gesetzt, und dieser Herrscher war König von Spanien. Nach Abstammung und Erziehung burgundischer Niederländer, mußte er doch die Interessen seines Hauptreiches Spanien überall voranstellen. Karl V. konnte auch in Deutschland nur mit Rücksicht auf Spanien Politik machen.

Das hatte in jenem Augenblick eine doppelte Bedeutung. In der Verfassungsfrage mußte der neue Kaiser noch viel entschiedener als seine Vorgänger Stellung nehmen gegen die Tendenzen, die in der



Reichsreformbewegung zum Ausdruck kamen. Wenn für ihn die deutsche Krone nicht nur eine Last sein, wenn sie seine politischen Pläne fördern sollte, so mußte er danach streben, Deutschland ganz in die Hand zu bekommen. Da mußten ihm die Forderungen der Fürsten nach Mitregierung, Mitbestimmung sogar in der auswärtigen Politik, im höchsten Maße hinderlich sein. Wäre er auch nicht die selbstherrliche Natur gewesen, die er war, er hätte doch auf Bekämpfung alles dessen ausgehen müssen, was man in Deutschland als erworbenes Recht reichsständischer Freiheit anzusehen gewohnt und weiter auszugestalten bestrebt war. Karl V. konnte in der Verfassungsfrage nur in undeutschem Sinne regieren wollen.

Noch schroffer war der Gegensatz in der kirchlichen Frage. Persönlich befangen in den Gedankenkreisen der katholischen Reform, die im 15. Jahrhundert Europa beherrscht hatte, durch die ganze Art des spanischen Volkes und alle Überlieferungen des spanischen Staates aufs engste an die Seite der katholischen Kirche gefesselt, konnte Karl V. der religiösen Bewegung, die er in Deutschland vorfand, nur von Grund aus ablehnend gegenüberstehen. Weder für die Auflehnung des deutschen Nationalbewußtseins gegen die Herrschaft Roms noch für die Unabhängigkeit persönlicher Gewissensüberzeugung gegenüber der Autorität der Kirche hatte er das mindeste Verständnis. Aber selbst hätte er es gehabt, er hätte den deutschen Wünschen doch keine Rechnung tragen dürfen um seiner Spanier willen. Der Herrscher des Reiches, das im Kampf für den katholischen Glauben gegen die Mauren entstanden und groß geworden war und in die Fundamente seines Bestehens den Scheiterhaufen der Inquisition eingebaut hatte, der König des Volkes, das noch immer in Kreuzzugsstimmung lebte, konnte sich dem Vorwurf nicht aussetzen, daß er irgendwo die Ketzer gegen die Kirche beschütze und begünstige.

Auf der anderen Seite war doch auch die Stellung Deutschlands gegenüber dem Kaiser nicht gerade schwach. Wenn man nur klar erkannte, um was es sich handelte, und entschlossen und einig vor-



ging, so konnte man die Unabhängigkeit Deutschlands wohl noch retten. Der Kaiser hatte Deutschland doch viel zu nötig. Schon das Versagen der deutschen Kräfte, vollends eine offene Auflehnung, etwa die Aufstellung eines Gegenkaisers, konnte für Karl verhängnisvoll werden. Er sah sich genötigt, die deutschen Bestrebungen zu schonen.

So war die Lage, als Karl V. im Januar 1521 seinen ersten Reichstag in Worms eröffnete. Sogleich platzten die Gegensätze aufeinander. In der Verfassungsfrage verlangten die Fürsten das versprochene Reichsregiment. Der Kaiser, unvorsichtig die Maske lüftend, antwortete: er wolle nicht für geringer geachtet werden als seine Vorgänger, sondern für höher, weil er mächtiger sei als sie. »So steht denn unser Sinn dahin, daß das Reich nach altem Herkommen nicht viel Herren habe, sondern einen, und der wollen wir sein.« Schließlich fand man das Kompromiß auf der mittleren Linie: das Regiment wurde geschaffen, aber nur für die Zeit der Abwesenheit des Kaisers und nur für innere Angelegenheiten. Dafür bewilligten die Stände dem Kaiser eine Rüstung, wie er sie begehrte, ein stattliches Heer von 24 000 Mann »zum Romzug«, wie es hieß, in Wahrheit zur Eroberung Mailands und zum Krieg gegen Frankreich.

Schon bei diesem ersten Schritt zeigte sich die politische Unfähigkeit der Fürsten. Wenn sie ihren Gegenspieler durchschauten — und er machte es ihnen leicht genug —, so hätten sie keinen Mann und keinen Groschen hergeben dürfen, um seine Macht noch mehr zu stärken, solange er nicht jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands entsagte, etwa durch Einsetzung eines römischen Königs, der mit unumschränkter Vollmacht für ihn regierte. Aber so weit reichte der politische Blick der Reichsstände nicht. Ihre hergebrachte Uneinigkeit, der alte Gegensatz zwischen Städten und Fürsten tat das übrige: schon nach drei Jahren war Karl imstande, von Spanien aus das Reichsregiment zu sprengen und die Regierung ganz in die eigene Hand zu nehmen. Wenn der Druck seiner Übermacht sich trotzdem nicht so bald fühlbar machte, so



hatte man das nur den internationalen Verwicklungen zu danken, die den Kaiser dauernd fesselten.

Wie begrenzt einstweilen seine Macht noch war, zeigte sich am deutlichsten in der Art, wie er die kirchliche Frage zu behandeln genötigt war. Gegen Martin Luther hatte Rom die Exkommunikation ausgesprochen, und Luther hatte die Urkunde öffentlich und feierlich verbrannt. Über den Widerspenstigen hätte nach altem Reichsrecht — es stammte aus der Zeit Friedrichs II. — die Reichsacht verhängt werden müssen. Aber man konnte schon gar nicht mehr wagen, streng nach dem Recht zu verfahren. Denn dieser Mönch stand seit kurzem da als der gefeierte Führer des größten Teiles der Nation im Kampfe gegen Rom. Er hatte im August 1520 eine Schrift erscheinen lassen »An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung«. Da entwarf er das Programm einer Kirchenreform für Deutschland und forderte die Fürsten des Reiches — das ist der christliche Adel der Nation — zur Durchführung auf. Damit hatte er aller Welt aus der Seele gesprochen. Auch solche, die seine theologischen Lehrmeinungen mißbilligten und vor seiner Auflehnung gegen die Kirche erschranken, waren doch sehr bereit, sich das meiste aus seinen Reformvorschlägen anzueignen und wenigstens auf diesem Felde ein gut Stück Weges ihm zu folgen. So konnten seine Freunde es ohne viele Mühe erreichen, daß entgegen allem geltenden Recht und Brauch der Reichstag beschloß, den von der Kirche verurteilten Ketzer noch einmal zu verhören, ehe er ihn preisgab. Das war an sich schon eine revolutionäre Neuerung. Das Reich selbst war sozusagen auf dem Wege, lutherisch zu werden.

Jedermann weiß, wie das Verhör verlief. In standhafter Überzeugungstreue verweigerte Luther den geforderten Widerruf. Er verschmähte es aber auch, sich dem Urteil eines Konzils zu unterwerfen, weil auch ein solches nach seiner Überzeugung nicht die letzte Autorität sei. Damit hat er eine vielversprechende Möglichkeit verscherzt. Hätte er es über sich gewonnen, die Konzilsentschei-



dung anzurufen, er wäre als unbestrittener Sieger aus dem Verhör hervorgegangen. Der Kaiser selbst, im Konzilsglauben erzogen, hätte ihm zugestimmt, und die Stände des Reiches hätten ihn auf den Schild erhoben. Mit der Entscheidung des Konzils hätte es gute Wege gehabt. In keiner Frage waren ja die europäischen Mächte so uneins wie in dieser, die damals schon seit siebzig Jahren ungelöst auf der Tagesordnung stand, und vor allem der Papst hätte alles getan, was er konnte, um der Berufung eines Konzils aus dem Wege zu gehen. Luthers Lehre hätte also Zeit gehabt sich auszubreiten. Trat dann eines Tages das Konzil doch zusammen, so war es gewiß zu spät, die eingewurzelten Neuerungen auszurotten.

Man möchte Luther zürnen, daß er das nicht erkannte und benutzte. Aber er war kein Politiker, ihm war es nur um das Recht seiner persönlichen Überzeugung zu tun, und man kann von keinem Menschen verlangen, daß er anders handle, als er ist. Aber auch so war es schon deutlich genug, wie die Dinge lagen. Der Kaiser, der schon am 19. April, unmittelbar nach dem Verhör, zur Wahrung seines persönlichen Standpunktes eine feierliche Erklärung erlassen hatte, er werde die Reinheit des Glaubens schützen wie seine Väter — der Kaiser sah sich dennoch außerstande, sogleich gegen den hartnäckigen Ketzer einzuschreiten. Erst am 26. Mai, als schon die meisten Reichsstände abgereist waren, wagte er es, den Achtspruch gegen Luther und seine Anhänger unter Verbot seiner Lehre und Schriften ausgehen zu lassen, der schon seit dem 8. Mai in der Kanzlei fertiggestellt war. Der Grund war, daß man den Widerspruch des Reichstags oder wenigstens einer starken Minderheit, wenn nicht gar Unruhen und gewaltsame Anschläge befürchtete. So ist das Wormser Edikt zustandegekommen: nicht auf geradem Wege, offen und ordnungsmäßig, sondern heimlich und erschlichen. Mit seiner Ausführung hatte es denn auch seine besondere Bewandnis. Luthers Person war in Sicherheit gebracht worden, und wie es im übrigen damit gehalten werden sollte, hing von den örtlichen Gewalten ab. Diese aber wandten sich in ihrer überwiegenden Zahl



der neuen Richtung zu. Statt die Bewegung zu ersticken, hat das Wormser Edikt ihr vielmehr erst eigentlich zum Durchbruch verholfen. 1521/22 beginnt überall in Deutschland die praktische Reform, wie Luther sie in seiner Schrift an den christlichen Adel gefordert hatte: der Sturz der kirchlichen Obrigkeiten, die Einziehung der Kirchengüter, die Abschaffung des Zölibats und des Meßopfers. Der Kaiser aber mußte machtlos zusehen. Ihm waren die Hände gebunden durch den Krieg gegen Frankreich, der mit jedem Jahr größeren Umfang annahm. Jetzt konnte er die Unterstützung Deutschlands nicht entbehren. Da verbot sich jedes schroffe Vorgehen, jede Verletzung des Volksempfindens von selbst. Kam es doch schließlich so weit, daß Karl sich genötigt sah, gegen den Papst selber als den Bundesgenossen Frankreichs Krieg zu führen. Wie wertvoll war ihm da der Groll der Deutschen gegen Rom! Noch nie hatte die Söldnerwerbung besseren Erfolg gehabt als damals (1526), wo die Losung ausgegeben wurde: es geht gegen den Papst! Als die deutschen Landsknechte zu Ostern 1527 Rom erstürmten, da hatte Karl V. gesiegt. Der Friede von Cambrai (1529) machte ihn zum Herrn Italiens, die Gegner waren aus dem Felde geschlagen, der Kaiser triumphierte.

Nun sollte Deutschland an die Reihe kommen. In der Not des Kampfes hatte man es sich selbst überlassen müssen. Man hatte es sogar geduldet, daß im Augenblick der höchsten Spannung, 1526, der Reichstag zu Speyer jedem Reichsstand ausdrücklich anheimstellte, in der Kirchenfrage sich nach dem Gebot des eigenen Gewissens zu verhalten: »wie man es vor Gott und Kaiserlicher Majestät zu verantworten gedächte«. Das hieß, in aller Form die Kirche zur Landesangelegenheit machen.

Karl gedachte nicht, das für immer zu dulden. Von allen religiösen Motiven abgesehen, er wäre ja nicht mehr Herr in Deutschland gewesen, wenn die Entscheidung in der Kirchenpolitik nicht bei ihm gelegen hätte, sondern jeder Stand sich in dieser Frage für souverän hätte halten dürfen. Verfassungsfrage und kirchliche Frage fielen



hier in eins zusammen. Mit dem festen Vorsatz, dem ein Ende zu machen, kehrte Karl im Jahre 1530 nach Deutschland zurück. Schon im Vorjahr hatte sich die Wendung angekündigt. Der Reichstag zu Speyer, 1529, hatte unter dem Druck des kaiserlichen Willens die Ausführung des Wormser Ediktes zur Pflicht gemacht, aber mit dem Erfolg, daß eine Anzahl der angesehensten Stände dagegen Protest einlegte, daß in dieser Frage durch Stimmenmehrheit entschieden werde, da man drei Jahre zuvor einstimmig das Gegenteil beschlossen hatte. Die »Protestierenden« — von ihnen schreibt sich der Name Protestanten her — hatten schon die letzten Konsequenzen ins Auge gefaßt, und als auch der Reichstag zu Augsburg, 1530, keine Einigung brachte, schlossen sie sich zu Ende des Jahres im Schmalkaldener Bund zur Verteidigung ihres Standpunktes zusammen. Der Kaiser schien entschlossen, Ernst zu machen und Gewalt anzuwenden, die Protestierenden ebenso, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. So standen die Parteien einander gegenüber, die Hand am Degenknauf.

Und doch hat es noch sechzehn Jahre gewährt, bis es zum entscheidenden Waffengang kam.

Wir brauchen hier nicht zu erzählen, wie dieses Zögern sich erklärt. Die Hauptursache ist nach wie vor die auswärtige Gebundenheit des Kaisers. Er sieht sich dauernd in einen Zweifrontenkrieg verwickelt. Der Krieg gegen Frankreich lebt wieder auf, und dazu kommt seit 1526 der Krieg gegen die Türken.

In der Schlacht bei Mohács war am 29. August 1526 das ungarische Reich zusammengebrochen, der König Ludwig hatte den Tod gefunden. Er war kinderlos gewesen, und so trat der Erbvertrag von 1515 in Kraft, des Kaisers Bruder Ferdinand wurde König in Böhmen und Ungarn. Ein Machtzuwachs für das Haus Habsburg, ohne Zweifel, aber schwer belastet mit der Hypothek der türkischen Nachbarschaft. Die Türkengefahr, die bisher mehr aus der Ferne gedroht hatte, rückte nun dicht heran. Schon das Jahr 1529 sah den Feind vor Wien, in den folgenden Jahren ward Ungarn die Beute der türki-



schen Eroberung. Habsburg mußte sich den einen Teil seiner Erbschaft erst erkämpfen, wenn es nur im Besitz von Österreich sicher bleiben wollte.

Unter solchen Umständen konnte man die Unterstützung durch die Deutschen unmöglich entbehren. Es ging nicht an, gleichzeitig den Bürgerkrieg in Deutschland zu entfesseln. Die doppelten äußeren Gefahren nötigten Karl, in Deutschland sehr vorsichtig aufzutreten. Er gewährte Duldung, Aufschub, ließ disputieren, suchte hinzuhalten und Zeit zu gewinnen. Er nahm es hin, daß die Gegner, die Protestierenden, sein Haus (1534) aus Württemberg vertrieben. Sein Absehen war allein darauf gerichtet, zu verhindern, daß der Bund weiter wachse. Erst sollen die auswärtigen Schwierigkeiten behoben sein, dann wird er sich der deutschen Frage zuwenden.

Es ist kein Zweifel — schon die Zeitgenossen erkannten es —, daß die Protestanten es gar nicht verstanden haben, diese Gunst der Lage auszunützen. Bei festem Zusammenhalt und entschlossenem Vorgehen hätten sie den Kaiser, wie man sagt, an die Wand drücken können. Dazu bedurfte es nicht einmal der Verbindung mit dem Ausland, an der man Anstoß nehmen könnte. Auch ohne das waren sie stark genug. Ihre Partei wuchs beständig durch den Hinzutritt neuer Glaubensgenossen. Es wäre nur nötig gewesen, sie fest zu organisieren und dauernd schlagfertig zu erhalten. Sie haben es nie fertiggebracht, weil ihnen die elementarste politische Klugheit fehlte. Sie sahen weder die ganze Gefahr, noch wollten sie die Mittel, ihr zu begegnen. Da zeigte sich die ganze politische Minderwertigkeit der deutschen Fürsten, das Produkt der Kleinstaaterei. Wo sie mit einem Staatsmann von europäischem Schnitt zu tun bekommen, wie es Karl V. war, da machen diese Kirchturmspolitiker jämmerlich Fiasko. Daß von den Untertanen, den Geistlichen und Gelehrten nicht mehr verlangt werden kann, versteht sich. Sie alle haben den Kaiser nie durchschaut, ja sie sind ihm geradezu ins Netz gegangen. Am meisten gilt das von dem, den man mit Vorliebe als den politischen Kopf unter ihnen rühmt, Philipp von Hessen. Es ist bekannt, wie



er durch den Schmutz seines Privatlebens, die berüchtigte Doppelseite, vom Kaiser abhängig wurde. In der Angst vor der Strafe, die er reichlich verdient hatte, warf er sich dem Kaiser in die Arme und gab sich dazu her, die Politik seiner Genossen in ängstlicher Liebedienerei zu durchkreuzen, wo doch alles darauf ankam, geschlossen, und mutig vorzugehen.

Man wünschte sich wohl die Zeit, länger bei diesem Bilde zu verweilen. Mutet es doch in vielen Zügen an wie ein Gemälde aus jüngsten Tagen. Niemals früher waren die Enge des Gesichtskreises, die Kleinlichkeit der Gesinnung, dabei die zänkische Eigenrichtigkeit und querköpfige Rechthaberei angesichts großer, ewiger Pflichten und Möglichkeiten abstoßender hervorgetreten. Wer den politischen Charakter der Deutschen des 16. Jahrhunderts — und leider nicht nur des sechzehnten! — kennenlernen will, der studiere die Geschichte des Schmalkaldischen Bundes! Ererbte Eigenschaften erscheinen hier gesteigert durch das neue Moment der freien individuellen Überzeugung in Glaubenssachen. Seit man es gelernt hat, in den letzten und wichtigsten Fragen nur das Wort Gottes und das eigene Gewissen zu hören, war die Neigung, sich anderen unterzuordnen, um gemeinsamer Ziele willen besondere Wünsche hintanzusetzen, wenn sie je bestanden hätte, völlig gewichen. Ein jeder kannte und suchte nur die eigene Sicherheit, den eigenen Vorteil; was aus den andern wurde, war gleichgültig. Daß nur gemeinsame Verteidigung unter gegenseitigen Opfern auch den Einzelnen retten konnte, wurde nicht begriffen.

Ein Glück, daß der Gegner diese innere Schwäche lange Zeit nicht durchschaute. Aber für immer konnte sie ihm doch nicht verborgen bleiben. Als die Schmalkaldener, unter dem Druck des geängstigten Landgrafen von Hessen, es nicht wagten, den Herzog von Cleve-Geldern, der gegen den Kaiser Rückhalt zur Behauptung seines Landes suchte, in ihren Bund aufzunehmen, und als sie darüber sogar die Verbindung mit England verloren (1540/41), da erkannte Karl, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten schreibt, daß es nicht



schwer, ja daß es eigentlich sehr leicht sein werde, mit ihnen fertig zu werden.

Von jetzt ab ändert er seine Haltung. Hat er bisher die Deutschen durch halbe Zugeständnisse zu beruhigen gesucht, um zunächst nach außen Herr der Lage zu werden, so macht er es von jetzt an umgekehrt. Er vertagt die auswärtigen Streitfragen, schließt mit Frankreich den Verständigungsfrieden von Crépy 1544, erkaufte von den Türken einen Waffenstillstand und sammelt alle Kräfte zur Niederwerfung der Protestanten. Im Jahre 1546 holt er zum Schlage aus. Wegen Ungehorsams und Landfriedensbruchs werden die Führer des Schmalkaldischen Bundes geächtet.

Wir verfolgen die militärischen Operationen nicht. Man weiß ja, wie die politische Unfähigkeit der Protestanten zu ihrer vollständigen Niederlage führte, wo ihnen eigentlich der Sieg so gut wie sicher war. Als in der Schlacht bei Mühlberg am Ostersonntag 1547 der Kurfürst von Sachsen von den Spaniern gefangen genommen war und Philipp von Hessen sich bald darauf freiwillig stellte, da war Karl V. Sieger in Deutschland und über Deutschland.

Er konnte jetzt die innerdeutschen Dinge nach seinem Willen ordnen. Mit all seiner großen Macht ist es ihm doch nicht gelungen. Die willkürliche Art, wie er die kirchliche Frage behandelte und zugleich die Fürsten seine Überlegenheit fühlen ließ, die Rücksichtslosigkeit, mit der seine Regierung sich täglich mehr als ein Regiment von Spaniern in Deutschland enthüllte, und schließlich die unzweideutige Absicht, die Verbindung mit Spanien durch Übertragung der Kaiserkrone auf seinen Sohn Philipp zu verewigen, führten zum Aufstand deutscher Fürsten unter Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Mit knapper Not entging der Kaiser selbst im April 1552 in den Tiroler Bergen der Gefangennahme. Die Herstellung der kaiserlichen Selbstherrschaft war gescheitert.

Aber der Preis war hoch. Nicht mehr aus eigener Kraft war es den Deutschen möglich gewesen, das, was sie jetzt »die viehische spanische Servitut« nannten, abzuschütteln. Man hatte ausländische



Unterstützung nötig gehabt und sie erkaufen müssen. Im Verträge von Chambord (15. Januar 1552) hatten Moritz und seine Verbündeten dem französischen König ihre Zustimmung zur Annexion von Metz, Toul und Verdun gegeben. Gleichzeitig mit ihrer Erhebung erfolgte der französische Handstreich. Metz, die Pforte zum Mittelrhein, war französisch, ehe man sich's versah. Umsonst suchte Karl das Geschehene rückgängig zu machen. Als seine Armee im Spätherbst 1552 in den Schützengräben vor Metz zugrunde ging, ohne die Festung nehmen zu können, da war er geschlagen und besiegt. Tief enttäuscht und verbittert räumte er das Feld und zog sich mehr und mehr von den Geschäften zurück, bis ihn schließlich körperliches Leiden und die Schwermut eines verfehlten Lebens ins Kloster trieben. Deutschland hatte er längst sich selbst überlassen.

Was man von Anfang an bei klugem, festem und vor allem einigem Vorgehen hätte haben können, das hatte man nun nach langen Kämpfen und unter schweren Verlusten erreicht. Die Entwicklung der deutschen Dinge blieb in den gewohnten Bahnen, die Wendung zum Einheitsstaat, die mit der Thronbesteigung Karls einzutreten schien, war aufgegeben. Der Kaiser war wieder in die Rolle zurückgedrängt, die er vor einem Jahrhundert gespielt hatte, und die Selbständigkeit der Landesfürsten und Reichsstädte fand keine Schranken mehr.

Dem entsprach auch die Art, wie die kirchliche Frage jetzt gelöst wurde. Wenn wir von den Vorbehalten und Deklarationen absehen, die den Augsburger Religionsfrieden von 1555 umgeben, und uns nur an die Hauptsache halten, so bestimmt er, daß in kirchlichen Dingen der Landesherr maßgebend ist und nicht das Reich. Jeder Stand des Reiches kann seine Konfession wählen. Oder anders ausgedrückt: die Landeshoheit, die schon längst die Polizei, das Gericht, das Heerwesen, die Finanzen umfaßt, wird jetzt auch auf die Kirche in vollem Umfang ausgedehnt.

Das lag unzweifelhaft in der Richtung, die die Entwicklung der Dinge in Deutschland seit dem 13. Jahrhundert eingeschlagen und



festgehalten hatte. Es war, wenn man will, ein letzter Schritt zur Auflösung der Staatseinheit des Reiches. Man kann das wohl beklagen. Wenn wir uns die Geschichte wünschen dürften, wie sie unseren Bedürfnissen entspräche, so würden wir sagen: das Umgekehrte wäre unter mehr als einem Gesichtspunkt besser gewesen. Ein dauernder Sieg Karls V. hätte die Einheit des Reiches im Innern gestärkt, seine Macht nach außen wiederhergestellt und damit die ernstesten Gefahren verscheucht, die der Nation in Ost und West mehr als je drohten. Mancher wird finden, daß, wenn es sich um Wiederherstellung staatlicher Einheit handelte, auch die Unterdrückung des Protestantismus hätte in Kauf genommen werden sollen.

Die große Frage ist nur, ob das möglich war. In Deutschland hätte es niemand gewollt, alles, ohne Unterschied der Konfession, hätte sich dagegen aufgelehnt. Nur ein landfremder Herrscher konnte noch auf derartige Pläne verfallen. Auch die Fürsten und Stände, die aus Überzeugung an der alten Kirche festhielten, haben keineswegs gefordert, daß die anderen durch Zwang zur Umkehr genötigt würden. Bayern, das von Anfang an unerschütterlich auf der katholischen Seite stand, ist doch weit davon entfernt, die gewaltsame Bekehrungspolitik des Kaisers mitzumachen. Es gehörte sogar wiederholt, aus rein politischen Motiven, zur Opposition. Der Verlauf der Ereignisse bestätigt also, was wir vorhin sagten: wäre das deutsche Volk sich selbst überlassen geblieben, so hätte es sich sehr bald, vielleicht schon 1530, endgültig auf der Linie der Parität und Toleranz zusammengefunden, die seiner Natur und seinen staatlichen Zuständen entsprach. Daß das so lange verhindert wurde und schließlich auch nur unvollkommen gelang, ist dem fremden Herrscher zuzuschreiben, dessen außerdeutsche Interessen allerdings etwas anderes wünschenswert machten. Ein vollständiger Sieg Karls wäre darum auch nur möglich gewesen in der Form einer vollständigen Unterwerfung Deutschlands unter Spanien; und daß um diesen Preis die staatliche Einheit zu teuer erkaufte worden wäre, wird wohl niemand bestreiten. Denn welchen Wert hätte die Staatseinheit ge-



habt, wenn das deutsche Volk in ihr nicht mehr sich selbst hätte treu bleiben dürfen?

Insofern muß man zugestehen, daß der Sturz Karls V. ein Glück und eine Notwendigkeit war, wenn die deutsche Art sich weiterhin entwickeln, das heißt wenn das deutsche Volk in geschichtlichem Sinn am Leben bleiben sollte.

Dagegen gibt es keine verkehrtere Behauptung als die oft gehörte, das Auftreten Luthers und die durch ihn erzeugte Glaubensspaltung habe die Auflösung des Reiches herbeigeführt oder beschleunigt. Kehrt man den Satz um, so wird er richtig: weil das Reich schon halb aufgelöst war, konnte eine dauernde konfessionelle Spaltung entstehen. Wären die Landesstaaten nicht schon so mächtig und unabhängig gewesen, so wäre in Deutschland ebenso wie in anderen Ländern die kirchliche Frage in einheitlicher Weise gelöst worden. Weil aber die Stände des Reiches schon einen so hohen Grad von Unabhängigkeit und Macht erlangt hatten, war schließlich auch Kaiser Karl nicht imstande, die Einheit des Glaubens zu erzwingen.

Bestehen bleibt nur das eine: durch die Ereignisse von 1517 und später ist zu den mancherlei Spaltungen, die bis dahin schon den Körper der deutschen Nation zerrissen — den Stammesunterschieden, der politischen Zersplitterung und den ständischen Gegensätzen — auch die schlimmste aller Entzweiungen hinzugekommen, die konfessionell-religiöse. Nichts hat seitdem die deutsche Geschichte stärker bestimmt als dieser Gegensatz der religiösen Bekenntnisse. Er wirkt bis auf den heutigen Tag, ja er hat in neueren Zeiten vorübergehend an Schärfe zugenommen. Wie unheilvoll das auf unser nationales Schicksal gewirkt hat, weiß jeder.

Ist es angesichts dessen nicht berechtigt, wenn man, ganz abgesehen von persönlicher Zugehörigkeit zur einen oder anderen Partei, lediglich vom Standpunkt der nationalen Interessen die Entstehung des Zwiespaltes beklagt und den, der ihn heraufbeschwor, für einen Mann des Unheils hält?

Ich glaube dieser Frage nicht ausweichen zu dürfen, wenn auch die



Antwort, die ich zu geben habe, nur eine persönliche Ansicht sein kann, die nicht den Anspruch auf objektive Geltung erhebt.

Mir scheint, man wird auch hier darauf verzichten müssen, den Verlauf der Ereignisse korrigieren zu wollen, sei es auch nur in Gedanken. Es gilt vielmehr, ihn zu verstehen. Solche Vorgänge, wie die deutsche Reformation einer ist, spielen sich nach innerer Notwendigkeit ab, und insbesondere bei Luther hat man wie bei wenigen Menschen den Eindruck: er handelte, wie er mußte. Das eben ist das sittlich Große an ihm, das Achtung und Ehrfurcht heischt. Eher könnte man das deutsche Volk anklagen, weil es nicht die Kraft fand, den entstandenen Zwiespalt in der einen oder anderen Form zu überwinden. Aber auch diesem Vorwurf gegenüber gälte derselbe Einwand: auch das deutsche Volk konnte nicht anders, es mußte handeln, wie es war. Und wenn irgendwo, so spiegelt sich in der Geschichte der Reformationszeit der Charakter unseres Volkes, mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen.

Ja, es mußte wohl so kommen, und vor der Einsicht dieser Notwendigkeit verstummen Vorwurf und Wunsch.

Sieht man nun aber die Dinge, wie sie einmal sind, als Ergebnis innerer Notwendigkeit, so entdeckt man bald, daß sie doch nicht nur zu beklagen sind. Die konfessionelle Spaltung, die Notwendigkeit des Zusammenlebens und der Auseinandersetzung mit Andersgläubigen hat dem deutschen Volksgeist eine Tiefe und einen inneren Reichtum gegeben, den andere Völker nicht kennen. Wer diesen Trost nicht gelten lassen wollte, weil er auf dasselbe hinausliefe, wie wenn man den unheilbar Kranken um die innere Läuterung beneiden wollte, die er seinem Leiden verdanke — der Kranke wird im Gegenteil immer den Gesunden beneiden —, dem möchte ich etwas anderes zu erwägen geben.

Religion ist der letzte und tiefste Ausdruck des Seelenlebens. Darum hat ein jedes Volk seine eigene Religion, die seiner seelischen Art entspricht. Auch von dem scheinbar so uniformen Katholizismus gilt das. Er ist in Deutschland ein anderer als in Spanien und Unter-



italien, in Frankreich ein anderer als in Nordamerika. Glückliche das Volk, dem es das Schicksal erlaubt, sich seine Religion ganz frei, nach seiner innersten Art zu wählen! Es wird dabei am besten gedeihen, seine Kräfte und Fähigkeiten am vollsten entfalten können. Nun ist es eine Tatsache, die niemand übersehen kann, daß alle größeren Schöpfungen, mit denen das deutsche Volk seit der Reformation am Kulturleben der Welt in eigentümlicher Weise, Neues schaffend und neue Impulse gebend, teilgenommen hat, aus dem protestantischen Volksteil hervorgegangen sind. Was die Welt als deutsche Kultur kennt, das ist im wesentlichen protestantischen Ursprungs, ungeachtet der großen Zahl deutscher Katholiken. Nichts wäre verkehrter als daraus zu folgern, daß der Katholizismus an sich minderwertig sei. Bei Franzosen und Italienern ist es ja umgekehrt, da stammen die großen Taten sämtlich aus dem katholischen Volksleben. Es kann also wohl nicht anders sein, als daß für die eigentümliche Art des deutschen Geistes die protestantische Religionsform die geeignetere, die passendere ist, um seine Kräfte zu wecken und zu entwickeln und ihn zum Höchsten zu befähigen. Die Ausnahme, die die Tonkunst zu bilden scheint, bestätigt nur die Regel. Sie lebt allein vom Gefühl, darum ist ihre Sprache erhaben über alle Gegensätze des Denkens und Wollens. Der deutsche Gedanke aber und das deutsche Gewissen sind von Natur protestantisch.

Sieht man die Dinge so an, so erkennt man wohl, wie notwendig es in einem noch höheren Sinne war, daß ein großer Teil der deutschen Nation sich von Rom losriß und seinen Weg ins Jenseits auf eigene Hand suchte. Es war notwendig, und es war ein Gewinn — trotz allem.